

Der dritte Balkankrieg.

Monastir besetzt!

Saas, 21. Nov. Die „Central News“ melden aus Genf: Nach einem Bericht der „Tribuna“ aus Saloniki ist die Vorhut der bulgarischen Truppen in Monastir eingedrungen; die Bevölkerung ist geflohen; die ausländischen Konsuln sind in Saloniki angekommen.

Die bulgarischen Vortruppen sind in Monastir eingezogen. Mit der Eroberung dieser Stadt haben die Bulgaren ein Ziel erreicht, welches ihnen seit dem Wiederaufbruch des großen bulgarischen Gedankens vorlag. Wie mit der Einnahme von Nisch die Bulgaren alte Rechte behaupteten, so haben sie mit der Besetzung von Monastir, oder wie es bulgarisch heißt, Bitolia, die bedeutendste Stadt des bulgarischen Mazedoniens dem Stammlande wiedergegeben.

Flucht der bei Monastir geschlagenen Armee.

bb Berlin, 22. Nov. „Az Ecz“ berichtet laut „Lokalanzeiger“. Die vor Monastir geschlagene serbische Armee flüchtete, von Munition entblößt, in die gegen Griechenland hinziehende Belagerebene und dürfte Griechenlands Grenze bald erreicht haben. Die bulgarische Armee, die aus der Richtung von Tetovo die Serben hart bedrängt, dringt gegen Albanien vor. In den albanischen Gemeinden machen sich schon deutliche Zeichen eines Aufstandes gegen Serbien bemerkbar.

„Taswir-Ekhar“ in Konstantinopel meldet, die bulgarische Infanterie stehe bei Vidra vor, um die in Monastir befindlichen Serben trotz ihres verzweifeltsten Widerstandes einzukreisen.

Vor Pristina und Mitrowiza.

III A. K. Kriegssprekquartier, 21. Nov. Der serbische Rückzug im Sandtschat erweist, daß allmählich die Führer die Macht über ihre arg mitgenommenen Truppen verlieren. Einwandfrei ist festgestellt worden, daß serbische Artillerie in die eigene fliehende Infanterie feuerte, um den Rückzug der kampfmüden Scharen aufzuhalten. Im Sandtschat nähern sich die 1. und 1. Streikkräfte südlich der Linie Noosarow-Sienica-Dugoroljana unter Nachschuttkämpfen den Zugängen zum montenegrinischen Grenzgebirge. Die Verfolgung der im Nafas-Tal zurückgehenden Serben durch deutsche Truppen der Armee Kooew führte zur Eroberung von Noobajar und somit zur Öffnung einer neuen wichtigen Vormarschstraße gegen Mitrowiza, den bisherigen Sitz des serbischen Hauptquartiers und Pristina. Der Gegner leistet den nachhaltigsten Widerstand. Die heftigsten Kämpfe aber haben die gegen Pristina anmarschierenden deutschen und bulgarischen Truppen zu bestehen. Die von Prepolac gegen das bereits vor ihren Blicken in der Ferne auftauchende Ansfeld absteigenden Deutschen fanden gestern sehr heftige Gegenwehr. Sie arbeiteten sich aber langsam weiter nach Süden. Auch die von den Bulgaren angeführten Zugänge zum Ansfeld werden mit verzweifelter Kraft verteidigt.

Ein Attentat auf Paschitsch?

bb Berlin, 21. Nov. „U. Willag“ erhält aus Bulareff von dort eingetroffene Nachrichten, denen zufolge ein Major des serbischen Generalstabes auf Paschitsch ein Attentat verübte. Er feuerte einen Schuß ab, der jedoch nicht traf, und Paschitsch gelang es, zu flüchten. Der Major wurde verhaftet, zum Tode verurteilt und sofort hingerichtet. Die serbische Regierung blieb nur einen Tag in Raichla und setzte hierauf die Reise fort.

Keine russische Expedition gegen Bulgarien.

III Budapest, 22. Nov. Aus Bulareff wird gemeldet: Petersburger Telegrammen zufolge fand nach der Rückkehr des Jaren von der Front ein

Kronrat statt, in dem Sazonow und Charitonow die Entsendung von 400 000 Mann gegen Bulgarien forderten. Der Kronrat entschied, einen solchen Zug nicht zu unternehmen, solange der Landweg nicht gesichert sei, da sonst die Expeditionstruppen gefährdet seien und in eine gefährliche Lage geraten könnten.

Griechenland bleibt fest!

III Frankfurt a. M., 21. Novbr. Die „Frankf. Ztg.“ meldet aus Athen: Zuverlässig erfährt der Korrespondent der „Frankf. Ztg.“, daß die griechische Regierung angesichts der Gefahr des Uebertritts serbischer Truppenverbände auf griechisches Territorium zu einer entscheidenden Stellungnahme entschlossen ist. Der Minister des Aeußeren erklärte gestern den Chies der fremden Missionen, daß, wenn dieser Fall eintrete, Griechenland zur Wahrung seiner Neutralität die übertretenden serbischen Truppen sofort entwaffnen und bis zur Beendigung des Krieges in einem Konzentrationslager unterbringen werde. Griechenland müsse vermeiden, daß der Krieg auf sein Gebiet hinübergetragen werde. Die Gesandten der Entente-Mächte wurden von dieser entscheidenden Erklärung des griechischen Kabinetts denkbar unangenehm berührt.

Die verweigerte Audienz.

III Budapest, 22. Nov. „Az Ecz“ meldet, daß die griechische Regierung alle griechischen Schiffe requiriert hat, um Truppen aus dem Piräus nach Saloniki transportieren zu können.

General Sarraill wollte von König Konstantin in einer Audienz empfangen werden und der englische Gesandte in Athen, Elliot, verwendete sich im Interesse des Generals. Der König sagte aber kategorisch, daß er den General in Privataudienz nicht empfangen könne, allgemeine Audienzen könne er aber jederzeit nicht geben.

Griechenlands Uebererinnung mit Bulgarien.

Aus Sofia wird der „Bosf. Ztg.“ gemeldet: Vom Landungsstern in Saloniki wurden bisher Truppen nur nach Serbisch-Mazedonien geschickt. Der Bismarck hatte die Forderung gestellt, die Zusammenziehung seiner Truppen auch an der griechisch-bulgarischen Grenze zu gestatten, was Griechenland jedoch entschieden verweigerte. Der griechische Generalstab widersetzte sich auch der Entsendung von Aufklärungsabteilungen der Bismarckstruppen an die bulgarische Grenze. Dies bestätigt, daß Griechenland alles vermeiden will, was zu einem Konflikt mit Bulgarien Anlaß geben könnte.

Ein neuer Balkanbund?

III Konstantinopel, 22. Nov. Die Zeitung „Sabah“ meldet aus diplomatischer Quelle, daß zwischen Bulgarien, Griechenland und Rumänien in kürzester Zeit ein neues Balkanbündnis zustande kommen werde. Zu diesem Bündnis habe Rumänien die Anregung gegeben. Bulgarien und Griechenland hätten gern eingewilligt. Die Verhandlungen wurden sofort aufgenommen und dauern zurzeit in Sofia noch fort. Der Bündnisvertrag werde in Sofia unterzeichnet werden.

Der Krieg gegen Frankreich.

Einberufung der Jahressklasse 1917 in Frankreich.

Die Pariser Abendzeitung „La Presse“ veröffentlicht folgende Erklärung des Deputierten Rato, dem Ueberbringer des Dalbiez-Gesetzes, den sie interviewte: Trotz Einberufung aller verfügbaren Mannschaften sei es notwendig, die Klasse 1917 sofort unter die Fahnen zu berufen, so groß auch unser Schmerz darüber sein mag, diese jungen Leute an die Front zu stellen, denn es geht um die Wohlfahrt Frankreichs. Die alten Klassen werden auch einberufen werden, aber wir müssen eingestehen,

daß diese trotz ihrem Mut den Erfordernissen des Feldzuges nicht mehr gewachsen sind. Man müsse auch auf die Wiederaufnahme der Arbeit im Lande seine Aufmerksamkeit richten, die durch die Einberufung der alten Jahrgänge darniederliege.

Eines Belgiers Klage.

Die „Köln. Ztg.“ meldet aus Berlin unter der Ueberschrift „Eines Belgiers Klage“: Die holländische Zeitung „Limburger Kurier“ vom 2. November druckt, bezeichnender Weise in französischer Sprache, einen Artikel ab, betitelt: „John Bull“ und unterzeichnet „An Belge“. In diesem wird mit bitteren Worten Klage geführt, daß England nicht daran denke, Belgien zu helfen. Warum? fragt der Verfasser und sagt: „Weil das Volk ausschließlich durch Selbstsucht geleitet wird und im Besitz aller Mittel, unser Land zu befreien, seinen Blick auf andere Zwecke richtet, und weil es die eigenen Interessen über die allgemeinen stellt, und, obwohl es dazu imstande wäre, keine Anstrengungen macht, die uns befreien könnten. Der Verfasser setzt dann auseinander, die leitenden Männer wagen nicht, die Wehrpflicht einzuführen, weil, wie bitter bemerkt wird, die Engländer es vorziehen, ihre Haut den Kugeln nicht aussetzen und weil sie sich nicht für diejenigen opfern wollen, die sich für sie geopfert haben. Der Verfasser versichert: Die Engländer waren uns niemals sympathisch. Das perfide Albion spart seine Kräfte auf, um den letzten Schlag zu führen.“ — Die „Köln. Ztg.“ bemerkt hierzu: Es sind harte Worte einem Verbündeten gegenüber, der doch bekanntlich für die Freiheit und Unabhängigkeit der kleinen Nationen kämpft. Oder ist es nicht so? Sollte es den Belgiern dämmern, daß sie nichts, aber auch garnichts anderes für die Engländer sind als die Gurgel und die Turfos, Senegalesen und sonstigen Niggers für die Franzosen?

Der Krieg gegen England.

Gegen die Wehrpflicht.

Der „Labour Leader“, dessen Auflage innerhalb der letzten zwölf Monate von 3000 auf 18 000 gestiegen ist, machte in seiner Nummer vom 28. Oktober gegen die Einführung der Wehrpflicht mobil. „Bereits Tausende junger Männer in militärischem Alter sind der Antiwehrpflichtvereinigung beigetreten, und wir rechnen bestimmt damit, daß die angebotene Maßregel, sollte die Regierung ihre Einführung wagen, ein Schlag ins Wasser sein wird. Eisenbahner, Transportarbeiter, Bergleute und Mediziner werden sich zum Widerstande zusammenschließen, und im Parlament rechnen wir auf mindestens 150 Mitglieder, auf deren Opposition wir zählen können: Zehn Arbeitervertreter, dreißig bis vierzig Radikale und die gesamte irische Nationalistenpartei.“

Neuer englischer Bluff.

bb Köln, 22. Nov. Die „Köln. Ztg.“ berichtet aus Konstantinopel: In den Darbanelen hat eine große Offensive der Alliierten begonnen. Hiesige türkische Kreise glauben aber, daß es sich nur um einen „Bluff“ handelt.

Bagdad gegen die Engländer gesichert.

Die „Frankf. Ztg.“ meldet aus Konstantinopel: Die letzten verbürgten Nachrichten vom Kriegsschauplatz in Mesopotamien lauten entschieden hoffnungsvoller. Die Gefahr eines weiteren Vordringens der Engländer gegen Bagdad kann als beendet betrachtet werden. Der englische Vormarsch südlich von Kut (in der Luftlinie etwa 250 Kilometer südöstlich Bagdad) ist zum Stillstand gekommen. Die Lage Bagdads gilt als vollkommen gesichert. Die Agitation der schittischen Geistlichkeit

zugunsten des Heiligen Krieges entwickelt sich mit einer solchen Kraft, daß in ganz Süd-Persien, sowie im Schatt-el-Arab-Gebiet sich bedeutende Bewegungen zu vollziehen beginnen. Es wurde einwandfrei festgestellt, daß die Engländer bei mehreren südlich Ant stehenden indischen Bataillonen jeden zehnten Mann hinhirnten ließen. Die indischen Soldaten weigern sich offen, gegen die Grämdsche von Silmanpa und Bagdad zu marschieren, wo mehrere indische Jmans, die als heilig gelten, begraben liegen, und vor allem gegen die Türbe (?) das von den Indern besonders verehrte Abbe el Kader Gueliani in Bagdad zu marschieren.

Ein Protest der Deutsch-Amerikaner.

Die „Nieuwe Rotterdammer Courant“ meldet aus New York: Wie verlautet, wird seitens der Deutsch-Amerikaner in den Vereinigten Staaten ein Protest an die Regierung wegen der Einstellung der Paketpost nach Deutschland eingereicht werden. Die Regierung soll gefragt werden, warum die Schiffsahrtsgesellschaften die Annahme derartiger Pakete ablehnen könnten, da doch die amerikanische Regierung amtlich in einer Note an die englische Regierung sich auf den Standpunkt gestellt habe, daß der bisherige Schiffsahrtverkehr seitens der Alliierten ohne eine Verletzung der internationalen Bestimmungen und der Rechte Amerikas nicht behindert werden könne. Man wird die Regierung auffordern, mit der Tat für ihr Wort einzutreten. Sollte aber wider Erwarten die amerikanische Regierung keinerlei Schritte unternehmen, so wollen die deutsch-amerikanischen Bankfirmen durch amerikanische Reedereien einzelne Schiffe chartern, sie mit amerikanischer Besatzung bemannen und mit den für den Transport der für Deutschland bestimmten Pakete nach holländischen Häfen schicken.

Der Krieg gegen Italien.

Die Ergebnislosigkeit der italienischen Offensive.

III Basel, 22. Nov. Der militärische Mitarbeiter der „Baseler Nachrichten“ steht in der Beschreibung von Götz und ihrem Erfolg eines Kriegshandlung, die allzu sehr den Stempel einer auf den äußeren Eindruck berechneten Handlung trägt, und die die Mißerfolge des allgemeinen Angriffs auf den Götzer Brückenkopf verweisen sollte. Anders kann man die Tatsache nicht wohl erklären, daß Götz, das doch schon lange unter den Kanonen des Angreifers lag, bisher gesichert, und erst jetzt unter das Beschießungsfeuer der schweren Artillerie genommen wurde.

Ueber die italienische Offensive heißt es: Man gelangt an der ganzen Front bereitwillig zu dem Schluß, daß sich die Angreifer tapfer schlagen, daß aber die ganze große, verlustreiche Offensive auf die hartnäckige Verteidigung keine Wirkung erzielt, die auch nur als Frucht des gewollten Erfolges gewertet werden könnte.

Schwere Niederlage der Italiener in Tripolis.

III Konstantinopel, 21. Nov. Das Blatt „Idam“ meldet: Die Italiener erlitten wiederholt eine schwere Niederlage in Tripolis. Die Aufständischen griffen das Zangebiet an. Verschiedene Orte wurden besetzt. Bei dieser Gelegenheit erbeuteten die Aufständischen 5 Geschütze und 7 Maschinengewehre, in weiteren Kämpfen 17 Geschütze und 3 Maschinengewehre. Die aus Tripolis nach Tschena entsandten Hilfstruppen wurden zurückgeschlagen. Die italienischen Verluste sind äußerst groß, besonders an Offizieren.

Angleichende Naturen.

Roman von V. Corony.

Er liebte es, dieses mägnenartig niederwallende Haar, in welches sich noch keine Silberfäden mischten, zu sehen und dabei mit Justine zu plaudern.

Heute war sie auffallend still, aber, wie der Ausdruck ihres Gesichts verriet, mit angenehmen Gedanken beschäftigt.

„Worüber sinnst Du nach?“ fragte C., nachdem die Kammerfrau das Zimmer verlassen hatte.

„Wenn ich wiederkomme, und das dürfte vor Jahresfrist nicht geschehen, soll Justine hier debütieren und zwar in einer Oper, in welcher ich selbst beschäftigt bin. Damit denke ich ihr den Weg zu bahnen. Dieses Debüt wird das Hauptereignis der Saison bilden und von den gelehrtesten Zeitungen der Welt besprochen werden. Meinst Du nicht auch?“

Das heitere Antlitz des Barons verfinsterte sich. „Es ist Dir bekannt, daß ich das Mädchen der Bühne fernhalten möchte.“

„Und ich frage nochmals, wie schon oft: warum?“

„Weil ich sie lieber im Schutze ruhiger Verhältnisse wüßte.“

Justines Augen flammten fast gornig auf, als sie sich erhob. Das weiße von Spinnweben überzogene Gewand flutete wie Wellenschaum um sie her und glitzerte einer antiken Tumba.

„Ich verstehe Deine Besorgnisse nicht. Was denkst Du eigentlich?“ — „Kann mir jemand einen Vorwurf machen? Widerlege ich nicht jede Verführung meiner tief in veralteten Anschauungen stehenden Angehörigen?“

„Reiner erkannte das rückhaltlos an, als ich!“

„Aber nicht ich! Deine Festigkeit und

Charakterstärke. Du repräsentierst gewissermaßen eine Ausnahme.“

„Mag sein! Doch ich formte meine Tochter nach mir.“

„Das ist es eben, worüber wir verschiedener Meinung sind. Justine ist viel weicher, viel schmiegsamer, viel weniger selbständig und gar nicht energisch. Deshalb wünsche ich sie in sicherer Gut zu sehen.“

„Und ich sage Dir: sie müßte zu Grunde gehen innerhalb der engen Grenzen eines Familienlebens, für welches sie nicht erzogen ist.“

„Man hätte das Mädchen dafür erziehen sollen. Das war immer mein Wunsch, allein Du wolltest Dich nie von ihr trennen.“

„Ich konnte mein Teuerstes nicht fremden, bezahlten Personen überlassen. Nenne es Eiferucht, Dünkel, Egoismus oder wie Du willst, mich leitete stets die Ueberzeugung, daß niemand dem Kinde sein könne und sein dürfe, was ich ihm bin und daß niemand es so pflegen, so beaufsichtigen, ihm so jedes Verlangen ablaufen würde, wie ich es tue.“

„Das tatest Du und tust Du eben in zu weitgehendem Maße. Du verwöhnst und verweichlicht Justine in einer Weise, welche sie um seine Widerstandskraft bringt, deren doch jeder Mensch bedarf. Es gibt absolut keinen, dem stets ein wolkenloser Himmel strahlt.“

„Das weiß ich selbst am besten. Wer hat mich aber jemals unvermeidlichen Mißlichkeiten gegenüber vergast, mutlos und schwach gesehen?“

„Du wuerdest von strengen Eltern erzogen — und damit sind wir wieder an dem Ausgangspunkt unseres Gesprächs angelangt.“

„Warum soll ich nicht so viel Licht wie möglich über den Lebenspfad meines Kindes verbreiten? Ich werde Justine auch künftig zur Seite stehen und ihr jeden Stein und jedes Hindernis aus dem Wege räumen.“

„Das kannst Du doch nur mit Deiner eigenen Epähre.“

„Welche auch die des Mädchens sein wird.“

„Wer weiß? — Ihr fehlt Dein starker Geist und Deine wandellose Entschlossenheit. Mir kommt sie immer wie ein im Sonnenschein gankelnder Schmetterling vor, der bei dem ersten rauhen Luftzug die Schwingen zusammenfaltet und matt zu Boden fällt.“

Justine machte eine unwillige Bewegung. „Selbst, daß es noch einen Punkt auf der Welt gibt, über den wir uns nicht verständigen können. Nun, die Zeit wird ja lehren, wer Recht hat.“

„Möge sie diesen Streit nur nicht auf Kosten der Zukunft unseres einzigen Kindes schlichten.“

„Du fängst an, Schwarzseher zu werden. Soll ich meinen Lieblingsplan offen? Justine würde selbst nichts davon hören wollen. Wäre ich nicht von der Bedeutung ihres Talentes überzeugt, so riete ich ihr gewiß selbst davon ab, diesen Beruf zu ergreifen, denn was ich will, ist meiner Tochter Größe.“

Mit südländischer Lebhaftigkeit verteidigte die dell' Ara ihre Ansicht und wenn es ihr auch nicht gelang, C. zu derselben zu bekehren, so war er doch auch weit entfernt, ein rauhes Nachwort zu sprechen und damit den lieben Wünschen seiner Vattin und seines Kindes entgegenzutreten.

Als der Gatte Justine, mit einem freundlichen „Gute Nacht!“ verlassen hatte, wanderte sie noch lange auf dem weichen, dicken Teppich umher und blieb von Zeit zu Zeit prüfend vor dem Spiegel stehen. Sie hätte die fliehende Jugend festhalten mögen, welche so viele köstliche Gaben mit hinwegnimmt. Die gefeierte Primadonna fühlte selbst, daß ein leichter Nebel sich über den strahlenden Stern ihrer Kunstfertigkeit zu verbreiten begann und wußte, daß er dichter und dichter werden mußte, Aber sie war mit Leib und Seele Sänge-

rin und konnte nicht los von dem, was ihr eigenes Element bildete. Wohl kam ihr oft der mahnende Gedanke: „Ziehe Dich jetzt zurück.“ allein sie fürchtete die Einsamkeit, die einschlafende Ruhe des Privatlebens und bedructe dieser Scheinwelt, dieses Doppellebens voll brennender Erregungen, und wenn der geistigste, unvermeidliche Moment des Scheiterns dennoch kam, dann mußte ein neues Gestirn, noch blendender, noch farbenreicher aufgehen. Dann sollte Justine als Juliette im Reich der Töne herrschen und, eine zweite dell' Ara, die Mittelwelt an den einstigen Viedling Europas und Amerikas erinnern.

2. Kapitel.

Die dunkelgrünen, schaumgekrönten Wellen der Nordsee wälzten sich rauschend an den mit bunten Muscheln wie mit Blumenblättern besetzten Strand Gelgolands und umspielten dumpf dröhnend die rötlichen, steil emporragenden Felsen.

Baron C. hatte eine Villa auf dem Oberland gemietet. Justine geriet über alles in Entzücken; über das wechselnde Farbenspiel des Meeres, über die pfiffschnell dahinschießenden Silbermöwen und über die kleinen, gleich Muscheln auf dem bewegten Elemente schaukelnden Boote.

Am Fenster stehend, hatte sie ihr Skizzenbuch genommen und suchte mit gewandtem Stift die eigenartige, wilde Schönheit auf dem Papier festzuhalten. Es gelang ihr. Diese Küste aus dem Handgelenk hingehauchten Linien repräsentierten ein Stück echter, unverfälschter Natur. Talent und Temperament offenbarten sich in der kleinen, nur flüchtig ausgeführten Zeichnung.

„Gehen wir nun nicht ein wenig fort?“ sagte Justine, das Buch beiseite schiebend.

Justine verzichtete. Angerissen von der Fahrt, wünschte sie einige Stunden zu ruhen; hingegen zeigte sich der Baron dem Wunsch der Tochter geneigt.

Als wir in
Kriegsrecht
völlig von
am Kampfe
beuchelter
Notwehr deu
bekannten
hat sich in
guten Teil
nicht beru
Wahrheit in
nicht zu küm
ausgestell
die Zivilbev
am Kampfe
pen teilnehm
heute klar v
damit die M
wendigkeit
erfahren. Be
und natürlich
gen sein las
die serbische
me, um das
abzuwägen, d
die Aufforder
sich der Va
hingeben, in
Aber dieser V
nenn nicht m
legbarsten B
unsere Solda
Regierung in
„Bermer Tag
Die Teilnah
an den Kän
nicht abzul
reichliche o
haupte, son
die neuerlich
schen Blätter
samten Bes
und Laufam
bekannt, die
Frauen und
ben abgerich
Blatt. Einen
den Anteil
in Serbien
sie berichtet,
ein Weibstor
ber beizutret
Revolvern un
Tatsachen me
schonlich w
unsern Solda
und Soldaten
ders als dur
Wer sich au
gen zu trage

„O, es
Die Engl
Der G
beim 2. O
Nr. 39 ha
seinem Tr
sich die M
„Währe
vertretender
mandantur
9. Oktober
und franzö
ten, die V
Kämpfen b
hatten ware
England de
terheißt ich
nieren der
Kämpfe in
Siberia ma
nant von
gende, für
Bertschä
völlig in
sich eine n

Bei de
Engländer
und nach
in der Bor
lungen stur
Truppen z
diese Trup
heftigste Ge
erlitten, w
zahlreichen
unverlet
Gaswolken
wurden. D
griff ein
derartige r
nen Trup
der englis
sind ja ru

Aus S
H 11
Fliegerangr
Unsere Zei
Entzückung
Deutschland
nahmen und

Heri

Serbische Megären.

Als wir uns in Belgien genötigt sahen, nach Kriegesrecht energisch gegen den Teil der Zivilbevölkerung vorzugehen, der sich völlerrechtswidrig am Kampfe beteiligte, durchliefte ein Schrei geheimer Entrüstung die Welt. Aus der bitteren Notwehr deutscher Soldaten wurden die fasssam bekannten „belgischen Greuel“ gemacht. Die Flut hat sich indessen abgeebbt, die Wahrheit ist zum guten Teil durchgedrungen, und um die böse Absicht derer, die nicht sehen und hören und die Wahrheit nicht erkennen wollen, brauchen wir uns nicht zu kümmern. Nun hat sich aber längst herausgestellt, daß, wie in Belgien auch in Serbien die Zivilbevölkerung, selbst Frauen und Kinder am Kampfe gegen die ins Land dringenden Truppen teilnahmen. Es ist sicher gut, diese Tatsache heute klar vor aller Welt gründlich festzustellen, damit die Resultate, die sich daraus mit Notwendigkeit ergeben, später die rechte Beurteilung erfahren. Besonders da die serbische Regierung und natürlich die feindliche Presse es sich angelegen sein lassen, die Tatsache zu bestreiten, daß die serbische Zivilbevölkerung am Kampfe teilnahm, um das Odium von der serbischen Regierung abzumägen, daß sie ihre eigenen Untertanen durch die Aufforderung an Nichtkämpfer, sogar an Frauen, sich der Landesverteidigung auf eigene Faust hinzugeben, ins furchtbare Verderben geführt hat. Aber dieser Ablegungsversuch wird unsern Gegnern nichts nützen, denn es liegen die unumwiegbarsten Beweise vor, daß selbst Frauen gegen unsere Soldaten die Waffen sojagalen von der Regierung in die Hand gedrückt worden sind. Das „Berliner Tageblatt“ schreibt über dieses Thema: „Die Teilnahme der serbischen Zivilbevölkerung an den Kämpfen ist eine sehr traurige, aber nicht abzuleugnende Tatsache. Es sind nicht österreichische oder deutsche Blätter allein, die dies behaupten, sondern es liegen auch aus der Zeit, als die neuerliche Invasion drohte, Berichte aus russischen Blättern vor, die von der Erhebung der gesamten Bevölkerung sprechen. Uns sind in Genf und Lausanne illustrierte französische Zeitungen bekannt, die Bilder enthielten, auf denen serbische Frauen und Mädchen von Offizieren im Schießen abgerichtet werden.“ So weit das Schweizer Blatt. Einen noch durchschlagenderen Beweis für den Anteil von Nichtkämpfern an den Kämpfen in Serbien aber liefert die „Daily Mail“, wenn sie berichtet, daß die Geliebte eines serb. Leutnants ein Weibertorps gebildet hat, dem schon 389 Weiber beigetreten seien, die mit Messern, Gewehren, Revolvern und Dolchen bewaffnet werden. Diese Tatsachen werden denen vorzuhalten sein, die wahrscheinlich wieder zu schreien anfangen, wenn es unsern Soldaten nicht gelingt dieser mit Messern und Dolchen bewaffneten serbischen Megären anders als durch gütiges Gerede Herr zu werden. Wer sich außerhalb der Gehege stellt, hat die Folgen zu tragen!

„O, es sind ja nur Jnder!“

Wie England seine farbigen Hilfssoldaten behandelt.

Der Leutnant der Reserve Schöpphaus beim 2. Ersatz-Bataillon des Inf. Regts. Nr. 39 hat, wie W.B. amtlich mitteilt, seinem Truppenteil die folgende dienstliche Meldung erstattet:

„Während meines Kommandos als stellvertretender Adjutant der Bahnhofs-Kommandantur Opladen hatte ich am 8. und 9. Oktober Gelegenheit, mich mit englischen und französischen Gefangenen zu unterhalten. Die Anfang dieses Monats in den Kämpfen bei Loos in deutsche Hände gefallenen waren durch längeren Aufenthalt in England der englischen Sprache mächtig, unterhielt ich mich mit den englischen Offizieren der Kitchener-Armee über die letzten Kämpfe in Flandern und Nordfrankreich. Hierbei machte mir ein englischer Oberleutnant von einem Londoner Regiment folgende, für die Verwendung und die Wertschätzung der farbigen Hilfssoldaten in der englischen Armee recht bezeichnende Mitteilungen:

Bei den Kämpfen um Loos haben die Engländer nach heftigem Artilleriefeuer und nach Verwendung von giftigen Gasen, in der Voraussetzung, daß die deutschen Stellungslinien sturmreif seien, zuerst die indischen Truppen zum Angriff vorgeschickt. Als diese Truppen jedoch bei ihrem Vorgehen heftigen Feuer erhielten und schwere Verluste erlitten, wurden ungeduldet der überaus zahlreichen Verwundeten und der wenigen unverletzt gebliebenen Leute weitere indische Gaswolken vorgeschoben, so daß die Verwundeten usw. elend umkamen. Dann erst wurden die englischen Soldaten zum Angriff eingesetzt. Auf meine Frage, ob eine derartige rücksichtslose Behandlung der eigenen Truppen nicht verwerflich sei, meinte der englische Oberleutnant spöttisch: „O, es sind ja nur Jnder!“

Aus Stadt und Umgebung.

Küchle auf den Weltkrieg.

22. November.

Liegezugriff auf Friedrichshafen. — Die Türken am Suezkanal.

Unsere Feinde geben und geben bekanntlich ihrer Entrüstung über Neutralitätsverletzung durch Deutschland kühnen Ausdruck; sie selbst aber nehmen und nehmen es darin wenig genau. Am

genannten Tage überflogen englische und französische Flugzeuge ganz ungeniert Schweizerisches Gebiet, um die deutsche Luftschiffahrt in Friedrichshafen anzugreifen zu können. Das deutsche Abwehrkommando stand aber in Bereitschaft, ein Angler ward heruntergeschossen, ein anderer entkam auf Schweizerisches Gebiet und die feindlichen Bomben richteten in der West keinen Schaden an, dagegen wurden einige Personen verletzt. Die Schweiz protestierte gegen die Neutralitätsverletzung. — In der Türkei wurde jetzt die Proklamation zum Heiligen Krieg in allen muslimanischen Ländern im Druck verbreitet. Das längere Schriftstück bezeichnet Rußland als den grausamen Feind der menschlichen Wohlfahrt, nennt die Tripolitane eine Gruppe von Unrathen und schließt mit einem glühenden Appell an alle Muselmanen, ihre Pflicht zu tun, um die Feinde der islamitischen Religion zu besiegen. Inzwischen waren die türkischen Truppen bei Katesa östlich vom Suezkanal, und bei Kantara am Kanal selbst heftig gegen und hatten die Engländer geschlagen; die Türken saßen nun am genannten Tage am Kanal festen Fuß. Angleich ertönten die Russen in Töbris (Persien) ein fürstliches Blutbad durch Kurdenkämme, ein Beweis, daß die islamitische Bewegung mehr und mehr um sich greift.

*(Zum Kapitel Lebensmittelwucher.) Das stellvertretende Generalkommando des 7. Armeekorps in Münster hält es für erforderlich, die Bevölkerung darauf aufmerksam zu machen, daß ebenso verwerflich wie das Treiben der Lebensmittelwucherer auch das Verhalten derjenigen ist, die höhere Preise bieten, als sie von den Händlern gefordert werden, nur um eine bestimmte Ware schnell zu erhalten.

*(Hochpreise und Konsum.) Die festgesetzten Höchstpreise für Fleisch, Butter, Milch und verschiedene andere Nahrungsmittel dürfen nicht dazu verleiten, den Umfang des Bedarfs und Verbrauchs über Gebühr zu steigern. Die Höchstpreise verfolgen allein den Zweck, die Bevölkerung vor Überverehrung zu schützen und ihr die notwendigen Nahrungsmittel zu erschwinglichen Preisen zuzuführen. Deshalb kann auch die Wahrung nicht oft genug wiederholt werden, mit allen wichtigen Nahrungsmitteln zu sparen und den Butter- und Milchverbrauch, sowie den Fleischgenuss nach Möglichkeit einzuschränken und immer darauf bedacht zu sein, auch den geringsten Rest von Speisen der Ernährung zu erhalten.

*(Keine Butterkarten.) Wie die „Berliner. Täg. Rundsch.“ wissen will, sei die Absicht der Reichsregierung, Butterkarten nach dem Muster der Brotkarten einzuführen, an dem Widerspruch des preussischen Staatsministeriums gescheitert. Ueber die geplante Einführung von Fleischkarten sei die Entscheidung noch nicht gefallen.

*(Gasanfälle.) Infolge des Petroleummangels während der Kriegszeit sind in unserer Stadt seitens des städtischen Gaswerks rund 700 neue Anschlüsse gemacht worden. Nun soll auch noch das nördliche Weichbild der Stadt zwischen Hördersstraße und Holzenerweg mit Gas versehen werden.

*(Gedächtnisfeier.) Die militärischen Vereine des Kirchspiels Schwerte veranstalteten am gestrigen Totensonntag am Kriegerdenkmal eine erhebende Gedächtnisfeier zu Ehren der gefallenen Feldensöhne unserer Stadt. Nach vorherigem gemeinsamen Kirchgang zogen gegen 11 Uhr die Vereine und die Jugendwehr, an der Spitze eine größere Abordnung der in den hiesigen Kasernen befindlichen Verwundeten, mit umflorten Fahnen zum Denkmal, wo sich inzwischen mit den städtischen Vertretungen auch Herr Major Freiherr von Rheinbaben und eine große Menschenmenge eingefunden hatten. Zu Beginn der Feier brachte der M.G.R. „Cäcilia“, dessen Reichen der unerbittliche Krieg gleichfalls auch gewaltig gelichtet hat, unter Herrn Lehrer Mattenklod's Leitung den „Vaterlandsgruß“ von Huber zum Vortrag, worauf Herr Bürgermeister Rohrmann eine tiefempfundene Gedächtnisrede hielt. Nach einer Würdigung der großen Sedanten unserer tapferen Truppen, die, unter Gottes höchlichem Beistand von Sieg zu Sieg eilend, jetzt weit in Feindesland stehen, fand er Worte innigen Dankes für die gefallenen Söhne unserer Stadt, die ihre Treue zu Kaiser und Reich mit ihrem Herzblut besiegelten. Die Hinterbliebenen möge der Gedanke, daß die großen, gewaltigen Opfer dieses Krieges nicht umsonst gebracht sind, in ihrem Schmerz auftrüben und trösten. Möchten doch alle Trost finden in Gott, Trost aber auch in dem Gedanken, daß aus den zahlreichen Gräbern ein neues herrliches Deutschland entstehen wird. Mit der Aufforderung an die Dahingegangenen, der großen Taten unserer tapferen Truppen stets dankbar eingedenk zu bleiben und diesen Dank nicht nur in Worten auszudrücken, sondern auch durch wertvolle Liebe, besonders den Hinterbliebenen der Gefallenen gegenüber, an den Tag zu legen, schloß Redner seine Ansprache, die höchlich tiefen Eindruck auf die zahlreichen Zuhörer machte. Zu Füßen des Denkmals wurden zwei prächtige Kranzpenden, die einer von der Stadt und von den Vereinen gemietet, niedergelegt, die „Cäcilia“ brachte Haselhorffs Chor „Dem Vaterlande“ stimmungsvoll zum Vortrag und die ernste Feier war beendet. Still rückten die Vereine in die einzelnen Lokale zurück.

*(Stiftung einer Kriegerdenkmünze.) Die fortwährende Ausgabe einer Kriegerdenkmünze oder eines anderen Kriegsabzeichens an sämtliche Kriegsinvalide hat der Deutsche Industrie- und Handelsverband Dresden beim Preussischen und Sächsischen Kriegsministerium beantragt. In der Eingabe wird u. a. darauf hingewiesen, daß für die Wiederunterbringung der Kriegsinvaliden im Erwerbsleben namentlich in gewissen, auf den Verkehr mit dem Publikum angewiesenen Berufen (wie Kellner, Reisende, Verkäufer usw.) das Fehlen eines Kennzeichens für ihre Eigenschaft als Kriegsinvalide nach den bisherigen Erfahrungen des Verbandes bei der Arbeitsbeschaffung nachteilig ist und daß die wünschenswerte Rücksichtnahme auf die im Felde erlittenen Verwundungen oder Gesundheitsbeschädigungen der Kriegsinvaliden an den Arbeitsstellen nur dann gesichert erscheint, wenn deren Kriegsteilnehmer-Eigenschaft jedermann erkennbar ist.

*(Im Silberkranz.) Am heutigen Tage können die an der Hörderstraße wohnenden Eheleute Schloffer Fr. Hengle das schöne Fest der silbernen Hochzeit feiern. Wir gratulieren bestens!

*(Die teuren Herings.) Der Direktor der Bonner Versuchstation, Professor Neubauer, weist eingehend nach, daß der gegenwärtige hohe Heringspreis im freiesenden Gegenlag zu dem reichen Heringsfang dieses Jahres steht und in keiner Weise berechtigt ist. So betrage z. B. in Holland der diesjährige Heringsfang 438 000 Tonnen gegen 330 000 Tonnen im Vorjahre. Während in Friedenszeiten die Preise für den üblichen Handelsmarkt „Prima Original“ zwischen 20 und 30 Mk. (mitunter etwas darüber) schwanken, fordert heute Holland für dieselbe Marke einen Preis von 140 Mk. Die holländischen Fischer würden jedoch in der Ausfuhr ihres Berufes nicht so stark behindert, daß sich die unverhältnismäßig hohe Mehrforderung rechtfertigen ließe. Es sei hohe Zeit, daß die beschäftigte Einfuhr von Höchstpreisen für Fische recht bald erfolge.

*(Schmuck der Kriegergräber.) Anlässlich des gestrigen Totensonntags hatten die militärischen Vereine des Kirchspiels Schwerte auf den Kriegergräbern auf dem evangel. und kath. Friedhofe je einen prächtigen Kranz mit schwarz-weißer Schleife und Widmung niederlegen lassen. Des Nachmittags sang der Chor des Jungfrauenvereins unter Leitung des Herrn Pastor Ohlig an den mit Tannengrün prächtig geschmückten Kriegergräbern auf erstem Friedhofe einige Lieder. Als ein Zeichen echt deutscher Zartheit darf es angesehen werden, daß auch das in der Nähe der Kriegergräber liegende Grab des Engländers einen frischen Kranz erhalten hatte. Der Friedhof selbst war gestern das Ziel vieler Trauernden, welche die Gräber teurer Verstorbenen als Zeichen liebenden Gedankens mit einem grünen Kranz schmückten.

*(Vortrag über die Dardanellen.) Am Mittwochabend 8½ Uhr findet im „Reinoldshof“ zu Dortmund der zweite Vortrag über die Dardanellen und den Mosambikanismus statt. Ein Spätwagen der Elektrischen fährt diesmal wieder bei genügender Beteiligung; Anmeldungen hierzu werden bis Dienstagabend erbeten.

*(Kathhof, 21. Novbr. (Festgenommen) und dem Amtsgericht Hertenlohn zugeführt wurden hier gestern zwei russische Flüchtlinge, die sich nicht ausweisen konnten. Anscheinend handelt es sich um entflozene russische Kriegsgefangene.

*(Fälle, 20. Nov. (Töblicher Unfall.) Der Wagenreiner Heinrich Deimann ist am gestrigen Abend beim Rangierbetrieb auf der Hermannshütte tödlich verunglückt. D. hatte verbotswidrig einen Zug benutzt, um einen Weg nicht zu Fuß zurückzulegen. Er ist dann, weil er sich auf eine Schiene stellte, abgeführt und von dem Zuge durchgeschnitten worden. Der Verunglückte war 30 Jahre alt und verheiratet.

Bermischtes.

H. Ter „arme“ reiche Modesteler. Daß sich John D. Rockefeller, der vielleicht noch eine halbe Milliarde oder noch mehr dem allmächtigen Morgan über ist, nicht an der „morganatischen“ anglofranzösischen Amerikanerlei beteiligt hat, konnte bei der eifersüchtigen Feindschaft zwischen den Häusern Morgan und Rockefeller kaum wundernehmen. Und trotzdem würde Rockefeller etwas darum geben, wenn er nur sein Vermögen richtig unterbringen könnte. Sein jährliches Einkommen beträgt gegenwärtig rund eine Drittelmilliarde. Daß er sein Geld in sicheren Werten anlegen kann, ist ausgeschlossen; daran, daß er sein Einkommen aufbraucht, ist bei seinem bescheidenen Lebenswandel gar nicht zu denken und an zweifelhafte Werte wie die englisch-französische Anleihe will er sein Geld auch nicht verschwenden. Also: man sieht wieder einmal, daß Geld allein auch nicht glücklich macht; die „Tragik“ liegt bei Rockefeller darin, daß er das Geld so rasch hereinbekommt, daß er Mühe hat, es wieder loszuwerden. Der Vermiste ist aber auch wirklich mit seiner Million täglichen Verdienstes zu verurteilen.

Der Wildbiß mit dem Scheinwerfer. Dieser gehörte zu der Ausrüstung eines Wild-

viere gemermt eine Stockfichte und höchstens noch ein Bad zum Fortschaffen der Beute. Der moderne Wildbiß macht sich jetzt aber aufsteigend, ganz wie der Weltkrieg, die Erzeugnisse der Technik zu Nuge. So wurde bei Patten im Kreise Reddinghausen ein Wildbiß festgenommen, der sich bei Ausübung seines Handwerks eines — Scheinwerfers bediente. Es wird darüber berichtet: Der Gendarm Stahl, der eines Nachts auf Wildbiß fahndete, hörte in seiner Nachbarschaft einen Schuß und sah plötzlich, wie eine Person, die im Dunkeln blieb, das Gelände mit einem kleinen Scheinwerfer absuchte. Der Beamte näherte sich dem Lichtkegel und forderte dann den Unbekannten mit lauter Stimme auf, sein Gewehr wegzulegen. Dabei kam der Beamte in den Lichtkegel hinein, und der vermeintliche Wildbiß benutzte die günstige Gelegenheit, um sofort sein Gewehr auf den Gendarmen abzufeuern. Glücklicherweise traf die Kugel nur als Streifschuß. Der Betroffene sprang zur Seite und feuerte nun seinerseits, ohne jedoch zu treffen. Das gleiche war mit einem zweiten Schuß des Wildbißes der Fall. Inzwischen hatte sich aber der Beamte an die Dunkelheit etwas gewöhnt; er bemerkte nun seinen Gegner an dessen Bewegungen und feuerte auf ihn einen zweiten Schuß ab, der diesen zu Boden streckte. Er war kampfunfähig und mußte ins Krankenhaus geschafft werden. Bei näherer Untersuchung stellte es sich heraus, daß der Wildbiß neben seiner Jagdausrüstung eine Laterne bei sich trug, die einen Scheinwerfer aufwies. Er pflegte damit das Gelände abzusuchen, wenn er nachts ein Tier nicht gleich zu Tode getroffen hatte.

* Der Ausbruch des Stromboli. Nach einer Meldung der „Agenzia Stefani“ ereignete sich Sonnabend vormittag ein Ausbruch des Vulkan Stromboli. Lavamassen und Steinregen vernichteten einige Weinberge. Auf der Insel Livi wurde ein ziemlich starkes Beben wahrgenommen. — Der Vulkan Stromboli befindet sich auf einer der Liparischen Inseln an der Nordseite Siziliens.

* Brand eines Lehrer-Seminars. Das Lehrer-Seminar zu Segeberg (Schleswig-Holstein) ist völlig niedergebrannt, wobei die sehr wertvolle Bibliothek vernichtet worden ist.

* Mord und Selbstmord. In der Nacht zum Sonntag vergiftete die Arbeiterfrau Selma Säuberlich in Dresden ihre drei Kinder und sich selbst. Sie und die jüngste Tochter sind tot, während die beiden älteren Kinder gerettet werden konnten. Die Frau war seit dem Einrücken ihres Mannes zum Militär schwermütig und hatte schon öfters Todesgedanken geäußert.

Musik und Theater.

Städtisches Schauspielhaus, Hagen.

In der am morgigen Dienstag stattfindenden Aufführung von Henrik Ibsens „Nora“ wirken die ersten Kräfte des Hamburger Thalia-Theaters mit. In der folgerichtigen Entwicklung der zugleich außerordentlich spannenden Vorgänge, in der Geschlossenheit der Handlung, in der Schärfe der Dialektik, in der Kunst, feiselige Stimmungen in knapper Form zu klarem Ausdruck zu bringen, steht der Dichter unter den Zeitgenossen in diesem Werk unerreicht da. — Um vielfachen Wünschen des Publikums entgegenzukommen, beginnt die Vorstellung um 8 Uhr und endet um 10½ Uhr.

Stadttheater Dortmund.

Dienstag, 23. November, abends 7½—10½ Uhr: „Der Waffenschmied von Borns“, komische Oper mit Ballet in 3 Aufzügen von Albert Lortzing. Mittwoch, 24. November, abends 6½—11 Uhr: „Faust“. Der Tragödie erster Teil von Goethe. Donnerstag, 25. November, abends 7½—10½ Uhr: „Der Troubadour“, große Oper in 4 Aufzügen von Giuseppe Verdi. Freitag, 26. November, abends 7½—10½ Uhr: „Die Jugendfreunde“, Lustspiel in 4 Aufzügen von Ludwig Zula.

Büchertisch.

Alle unter dieser Rubrik besprochenen Bücher sind in der Carl Braunschen Buchhandlung zu haben.

„Der Landsturm“, Märchenlied von W. Schumann, Musik von Rud. Hoffmann, Verlag W. Schumann, Bochum. Singstimme mit Klavierbegleitung 30 Pfg. Nur Singstimme auf Postkarte mit Nationalrand 10 Pfg. Bei größeren Bezügen Vorzugspreise.

Auf dem Gebiete der Kriegs- und Soldatenlieder-Literatur unserer Tage verdient das obige Werkchen besondere Beachtung. Die frischen, volkstümlichen Märchenliedertönen, zu denen der Komponist des „Deutschen Kriegsliedes“, Musikdirektor Rudolf Hoffmann-Bochum, eine jüdenbe, schlagkräftige Musik geschrieben hat, werden bald von unseren wackeren Landkämpfern dabei und draußen im Felde mit Lust und Begeisterung gesungen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Friedrich Kraus, Druck u. Verlag von Carl Brauns, beide in Hagen.

Herren- u. Knaben-Kleidung

kauen Sie sehr vorteilhaft in dem Spezialhaus für Herren- und Knaben-Kleidung der Firma Ostenhellweg 23 (gegenüber J.

A. Eick & Comp. Fischer) in Dortmund.

Verzweifelt warf sich Michael auf seinen Vater und umklammerte ihn mit beiden Armen. „Bestimme dich, Vater, ehe du dich soweit vergist! Ich ändere mich ja doch nicht mehr!“

„Du willst mir trohen, mir Gewalt antun?“

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Je länger du die reinen menschlichen
Gefühle niederdrückst,
Um so gewaltiger richten sie hernach,
Wenn ihre Stunde schlägt, sich wieder auf.
Grabbe.



Ein Jubiläum des Neuen Testaments. Kürzlich waren 400 Jahre verflossen, seit die erste Ausgabe des griechischen Neuen Testaments erschien. Mit dieser für die damalige Zeit kühnen Tat geschah der erste entscheidende Schritt zu einer kritischen Behandlung, einem tieferen Verständnis und einer weiteren Verbreitung des heiligen Textes. Zwar sollte es noch volle 200 Jahre dauern, bis die Textkritik der griechischen Bibel sich von der klassischen Philologie befreite und ihre eigenen sicheren Wege einschlug. Wer deshalb darf der Ruhm berufen, die die ersten Schritte auf dieser mühevollen Bahn taten, nicht geschmälert werden. Dieser Ruhm gebührt nun den spanischen Gelehrten, die unter der Leitung und nach dem Plane des Kardinals Franz Ximenes de Cisneros, Erzbischofs von Toledo, das große sog. Complutensische Bibelwerk besorgten, in das auch zum erstenmal des griechische Neue Testament aufgenommen wurde. Diese gewaltige wissenschaftliche Leistung, die in Complutum, dem Ort Alcalá de Henares in Spanien, unter Mitwirkung des Demetrius Ducas von Kreta, Antonius von Lebrija, Jac. Lopez de Tunicia und Ferd. Ximenes de Guzman herausgegeben wurde, erschien in sechs prächtig gedruckten Folio-bänden bis 1517 und enthält neben dem hebräischen Text des Alten Testaments, der lateinischen Vulgata und einer chaldäischen Paraphrase auch zum erstenmal den griechischen Text des Neuen Testaments. Der Band mit dem Neuen Testament wurde zuerst veröffentlicht. Höchst eigen-tümlich war noch die Form der griechischen Buchstaben, in denen das Buch gedruckt wurde; auch war der Text nur nach mehreren jungen Handschriften hergestellt. Immerhin war ein sehr bedeutsamer Anfang gemacht. „Das berühmte Werk glänzt heute noch“, so urteilt ein berühmter Kenner wie Eduard Reuß in seiner Geschichte des Neuen Testaments, „mehr durch seine Seltenheit und seinen monumentalen Charakter, als durch den Nutzen, den es der Wissenschaft leisten könnte; aber jene Eigenschaften sichern ihm die Unsterblichkeit besser, als die größere innere Vollendung den meisten seiner Nachfolger.“ Dieser Ausgabe des Neuen Testaments trat jedoch bald eine andere an die Seite. Ehe noch das Werk des spanischen Kardinals ganz vollendet war, hatte der tätige Basler Buchdrucker Johann Froben durch den berühmten Theologen und Humanisten Erasmus von Rotterdam eine besondere Ausgabe des Neuen Testaments besorgen lassen. „Ohne gehörige Vorbereitung, mehr ein

Kaufmannsgeschäft als ein wissenschaftliches Unternehmen, war sie flüchtig gearbeitet und mit sehr unzureichenden Hilfsmitteln.“ Diese Ausgabe, die 1516 erschien und in späteren Auflagen von dem gelehrten Herausgeber vielfach verbessert wurde, ist deshalb von besonderer Bedeutung, weil sie Luther als Vorlage für seine deutsche Uebersetzung diente. Diese beiden Ausgaben, die complutensische und die eras-mische, sind die eigentlichen Quellen für die späteren Aus-gaben des Neuen Testaments geworden, und so konnten wir kürzlich das 400jährige Jubiläum des griechischen Bibel-brudes begehen.



Die Entstehung des Schachspiels. Ueber den Er-finder und den Zeitpunkt der Erfindung des geistreichsten aller Spiele, des Schachspiels, ist uns nichts Endgültiges bekannt. Man glaubt, den Ursprung des Spiels mit ziem-licher Sicherheit nach Indien verlegen zu können und nimmt als Zeitpunkt etwa das 5. Jahrhundert v. Chr. an. Aus dem indischen „Tschaturanga“, einem Würfelviereck, läßt sich das persische „Schatranj“ herleiten. Dieses Schatranj war bereits ein Zwischenschach und verbannte seinen Namen der Hauptfigur im Schachspiel, dem König, der bekanntlich in Persien „Schah“ heißt. Unser späteres „Schach“ ist ebenfalls auf diese Quelle zurückzuführen. Das Schatranj kam zuerst durch die Araber nach Europa und herrschte hier ungefähr 500 Jahre. Am Ende des 15. Jahr-hunderts trat das Spiel durch Einführung der erweiterten Kraft des „Käufers“ und der „Dame“ in ein neues Stadium. Um 16. und noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts waren Italien und Spanien die Kulturstätten des Schachspiels. Bei Beginn des Dreißigjährigen Krieges bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts lag dann das Schachspiel in ganz Europa darnieder. In Frankreich und Italien entstanden erst um 1750 herum die Schulen des Philidor und Ercole del Rio, diesen Meistern folgten nach einigen Jahrzehnten Stein in Holland und Allgaier in Wien. England, Frankreich und Deutschland teilten sich dann weiter in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in die Pflege des Schachspiels, zu denen zum Ende dieses Jahrhunderts noch Nordamerika hin-zutrat. Heute dürfte das Schachspiel das weitverbreitetste Spiel sein, an dem sich alle Nationen der Welt beteiligen. Zeugnis hiervon legen die internationalen Meisterturniere ab, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt an Zahl und Be-deutung gewonnen haben. Diese Turniere werden in ver-schiedener Weise ausgetragen. Neben den Matchspielen — es sind dies Wettkämpfe zwischen zwei Gegnern, bei denen eine bestimmte Anzahl gewonnener Partien den Ausschlag gibt — existieren auch die Korrespondenzpartien, welche auf schriftlichem Wege zwischen einzelnen Klubs oder einzelnen Meistern zum Austrag gebracht werden.

Humor.

Es kommt darauf an. Sonntagsjäger: „Ich bin zu einer Treibjagd bei Herrn von Dingsda eingeladen. Was meinen Sie, was ich dem Treiber geben muß?“ „Das kommt ganz darauf an, wo Sie ihn treffen.“

Schwerter Zeitung

Amliches Kreisblatt für den Kreis Börde

42. Jahrgang. O. Erstes und ältestes Cagesorgan des Kreises. O. Haupt-Annoncenblatt.

Unterhaltungs Beilage zu Nr. 273.

Montag, 22. November 1915.

Auf dunklen Pfaden.

Roman von A. Hottner-Grefe.

(13. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)



ine Minute später saßen sie alle im Wagen. Rasch flog das leichte Gefährt auf der sonnenbeschienenen Straße dahin. Die beiden Männer hatten die Mächtige eingenommen. Im Fond saß Frau Otta. Sie sprach kein Wort während der Fahrt. Ihre großen schwarzen Augen sahen vor sich hin ins Leere.

Da war es wieder, das schreckliche Bild: der Mann, den sie seit Jahren geliebt über alle Mahen, der lag tot vor ihr. Sie hatte ihn doch nicht ge-tötet.

Und doch — und doch traf sie eine Schuld an seinem Ende!

Ein Stöhnen rang sich aus ihrer Brust. Graf Steinberg sah besorgt zu ihr hinüber. Aber da hatte sie ihre Fassung schon wieder errungen. Kühl und unbewegt blickte sie in seine treuen Augen.

Sie wußte, daß ihr auch hier ein Kampf bevor-stand. In irgendeiner Weise würde sie doch ihre An-wesenheit im Schuppen erklären müssen, und den Schwächeanfall, welcher sie so plötzlich überfallen hatte, als sie die Gestalt des Grafen in dem dunklen Winkel erblickte. Ob er wohl mehr gesehen hatte?

Die Gedanken jagten sich hinter ihrer weißen Stirn, aber ihre Züge blieben ruhig. Von jeher hatte der Kampf sie gereizt, sie war eine streitbare Natur. Nun galt es kämpfen für ihren Sohn, für sein Erbe — nun galt es auch kämpfen gegen die junge Frau, welche sie mehr haßte als irgend jemand anderen auf dieser Welt. Hatte sie ihr doch ihr Teuerstes geraubt!

Nur durch sie, nur durch den Eindruck, welchen dieses halbe Kind auf Ludwig gemacht hatte, war er ihr entrisen. Wenn jene Elisabeth nie seinen Weg gekreuzt hätte, so wäre Otta von Werbach jetzt viel-leicht schon die seligste Frau.

Aber die kleinen Hände dieser jungen Frau griffen erbarmungslos hinein in ihr ganzes Leben, sie ent-rissen ihr den geliebten Mann, ihrem Sohn das Erbe.

„Wir wollen sehen, wer stärke ist, sie oder ich!“ dachte Frau Otta. Unwillkürlich streckte sich ihre ganze Gestalt. Ihre Kraft wuchs mit der Gefahr.

Als der Wagen vor dem Jagdschloß hielt, wurde droben ein Fenster aufgerissen. Der Kopf des alten Josef erschien.

Und zugleich drang aus dem Innern des Zimmers ein scharfer, heller Kindergeschrei.

Frau Otta vernahm den Schrei und zuckte zu-

sammen. „Sein Kind! Himmel — sein Kind!“ dachte sie in einer plötzlichen, furchtbaren Verzweiflung. „Das Kind dieses Mannes, den ich geliebt habe, mehr, weit mehr als mich selbst — und das Kind dieser Frau, die ich haßte, so furchtbar, wie ich noch nie haßte in meinem ganzen Leben! Und gegen dieses Kind soll ich kämpfen!“

Aber sie überwand auch diese Schwäche. Ihr Blick streifte hin über das Haus, dessen Tor soeben weit geöffnet wurde.

Auf der Schwelle stand ihr ältester Sohn Hadmar. „Für ihn!“ dachte sie und richtete sich straffer empor. „Alles für ihn!“

Das Wort blieb lebendig in ihr und klang noch in ihrer Seele. Und dieses Wort machte sie stark und unbarmherzig und mitteillos.

4. Kapitel.

Ludwig von Werbachs Erbe.

Hadmar von Werbach war eine Erscheinung, deren hervorragende Eigenschaften sofort jedem ins Auge fallen mußten. Er war nicht gerade ausge-sprochen schön, aber seine ungewöhnlich hohe, schlanke Gestalt, das kluge Gesicht, in dem neben dem Aus-druck von Vornehmheit und Intelligenz auch ein Zug seltener Weichheit nicht fehlte, die warmblühenden grauen Augen — alles das ließ ihn sofort unter anderen jungen Männern glänzend hervorstechen.

Dickes, braunes Haar lag wellig um die freie Stirn, und die Ruhe und Sicherheit seiner Bewegungen stach eigentümlich ab gegen die Nervosität seiner Mutter, welche sie kaum mehr zu bemerken ver-mochte.

„Gottlob, Mama, daß du da bist!“ rief Hadmar schon auf der Schwelle, „wir warten auf dich! Himmel, es ist ja so furchtbar, dieses ganz unglaubliche Unglück! Onkel Ludwig tot! Ich kann es noch gar nicht aus-denken! Aber die Lebenden sind jetzt doch die Haupt-sache! Diese unglückliche Frau — sein Kind —“

Baronin Otta sah mit prüfenden Blicken in dieses junge, tieferregte Gesicht während sie langsam am Arm des Sohnes die Treppe emporstieg. Mit welchem Mißgefühl er sprach von dieser Frau und diesem Kinde!

Dachte er denn gar nicht daran, daß dieser Knabe mit seinen winzigen Händchen ihn um seine ganzen Zukunftsaussichten brachte? Und Hadmar studierte doch Jura! Er mußte die Tragweite der letzten Be-schneidung ermessen können!

Droben im Flur kam ihnen der alte Josef entgegen. Noch tiefer gebeugt erschien heute seine kümmerliche Gestalt; sein Gesicht war überwacht und durchzogen von Linien tiefen Grames.

Beim Anblick der Baronin füllten sich seine Augen von neuem mit Tränen.

Wortlos gab sie ihm, dem treuen Diener des Toten, die Hand, über die er sich ehrfurchtsvoll neigte. Er hatte mit fanatischer Liebe an seinem Herrn gehangen, und er wußte, daß auch Otta diesen geliebt hatte. In dieser Minute wob diese gemeinsame Liebe ein Band um die beiden so grundverschiedenen Menschen.

Beim Anblick der schönen Frau, welche so tief schwermutsvoll aussah, verfloren alle die leisen Verdachtsmomente, welche sich schon in Josefs Brust geregt hatten. Er konnte jetzt plötzlich nicht mehr glauben, daß diese Frau je etwas Böses gegen das Kind seines toten Herrn im Schilde führen könne. Sie hatte ihn ja auch so lieb gehabt! Mußte ihr da nicht auch sein Kind heilig sein?

„Frau Baronin wollen gewiß zuerst zu — zu unserem Toten?“ fragte Josef und öffnete bereits die Tür zu dem Arbeitszimmer Ludwig von Werbachs.

Die volle Sonne brach durch die unverhüllten Fenster und schüttete ihr goldenes Strahlenbündel aus über den stummen Mann, welchen man vom Boden aufgehoben und auf den breiten Diwan gebettet hatte. Scharf hob sich das seine, bleiche Antlitz ab gegen das dunkle Polster.

Frau Otta wich jäh zurück.

„Nein,“ sagte sie kurz, „ich gehe jetzt nicht hinein! Später, wenn die Kommission fort ist! Und heute nacht bleibe ich hier und halte die Wache. Ich allein! Hadmar wollte etwas erwidern, aber sie schritt schon auf die Mitteltür zu, und gleich darauf stand sie im Zimmer einigen Herren gegenüber, welche sich bei ihrem Eintritt erhoben hatten.“

Ein paar Worte flogen hin und her. Die Baronin nahm die Vorstellungen entgegen.

„Doktor Winkler, Bezirksrichter — Herr Helm, Polizeikommissar —“

Den alten Arzt, Doktor Wichmann, kannte sie bereits. Sie wollte ihn etwas fragen, aber er kam ihr zuvor:

„Frau Baronin, wir Ärzte konnten hier — er deutete nach dem Totenzimmer — „leider gar nichts machen. Es war ein Schuß aus allernächster Nähe, unzweifelhaft von dem armen Baron selbst abgefeuert; denn seine Hand hält jetzt noch trampfhaft die Waffe. Also — entweder ein Unglücksfall — vielleicht herbeigeführt durch unvorsichtiges Fügen der Pistole — oder ein Selbstmord. Irgend etwas anderes ist vollständig ausgeschlossen.“

Die Kugel führte augenblicklich den Tod herbei. Also, Frau Baronin, hier war jede menschliche Hilfe umsonst. Anders ist es dort drüben“ — er wies nach Elisabeths Zimmer — „die bedauernswerte junge Frau ist zwar sehr schwach und liegt in hohem Fieber — aber hoffentlich retten wir sie trotzdem. Und das Kind — der Knabe — ist sehr kräftig. Ein normales, gutentwickeltes Kind.“

Otta hob leicht abwehrend die Hand, so daß der Arzt rasch abbrach. Dann setzte sich die Baronin und winkte Hadmar, dem Grafen Steinberg und Förster Armann gleichfalls, sich zu setzen. Sie sprach ein paar einleitende Worte: Fragen allgemeiner Natur.

Im stillen wunderten sich die Herren über die seltsame Ruhe, mit welcher diese Frau den ganz ungewöhnlich tragischen Fall aufnahm. Jetzt erschien sie absolut nicht nervös. Schließlich ging sie zu den Hauptfachen über:

„Also — und die Herren haben gar nichts sonst Auffälliges gefunden?“ fragte sie fast ein wenig zögernd.

Der Bezirksrichter schüttelte den Kopf.

„Nichts, Frau Baronin; außer wenn wir das geheimnisvolle Auto in Betracht ziehen.“

„Ein Auto?“ Graf Steinberg war aufgesprungen und sprach das in einer sonderbaren Erregung.

Doktor Helm, der Polizeikommissar, nickte. „Ja; der Diener Josef und Frau Hanne, die Begleiterin der jungen Frau, sagen beide übereinstimmend aus, daß ihrem Wagen ein kleines, silbergraues Auto durch mehr als zwei Stunden folgte. In dem Wagen saß eine männlich aussehende Gestalt in einem weiten Pelzmantel, mit Autobrille und hochgeschlagenem Kragen. Man vermochte absolut keinen Zug des Gesichts zu unterscheiden.“

Graf Steinberg war tief erbläßt. Ein Zittern lief durch seine schlankte Gestalt. O Himmel! Da war sie ja — seine „Florida“ — und sein Pelz — und seine Autoausrüstung. Und hatte er nicht selbst in dieser letzten Nacht dieses Bild gesehen? Das lichte Auto und darin die verummte Gestalt, welche eher einem Fabeltier glich als einem Menschen?

Kalter Schweiß trat auf seine Stirn, sein Atem ging schwer. Sollte er jetzt hier sprechen?

Toll wirbelten die Gedanken durch seinen Kopf. Deutlich sah er wieder die Szene vor sich im Schuppen des Forsthauses, sah Otta zu dem Kasten schleichen, in dem sein Pelz hing, sah sie etwas aus dessen Tasche nehmen.

Nein — er mußte schweigen. Auch sie selbst sollte nicht ahnen, daß er so viel gesehen. Jedenfalls hatte sie wichtige Gründe gehabt — sie war ja so klug, so weiserfahren; sie mußte selbst wissen, was sie zu tun hatte.

„Also dieses Auto,“ fuhr Doktor Helm gelassen fort, „folgte dem Wagen durch längere Zeit. Allerdings geht keine andere Straße hierher nach dem einsamen Jagdschloß, und zum Vorfahren ist der Weg, bis auf einige wenige Stellen, nicht geeignet. Mußte der Insasse des Autos also hierher kommen, dann war schließlich nichts Auffälliges an seinem Gebaren. Das Sonderbare an der Sache ist nur das: knapp vor dem Schloßchen überholte das Automobil den Wagen, fuhr ihm vor und verschwand dort hinter dem Schloßchen.“

Diese Straße aber führte nicht weiter, sondern macht einen weiten Bogen um das Gebäude und um den Park, und mündet schließlich wieder hier vor dem Hause auf der gleichen Stelle in die Fahrstraße ein. Da nun im Hause niemand das Gefährt selbst mehr sah, so liegt es auf der Hand, daß dieser Person nur um eins zu tun war: nämlich um genaue Beobachtung der Ankunft der jungen Frau Baronin!“

„Wessen?“ fragte Otta scharf dazwischen.

Doktor Helm sah erstaunt auf.

„Der jungen Baronin Elisabeth von Werbach“, vollendete er zögernd.

Frau Otta zuckte die Achseln.

„Meines Wissens nach war mein Schwager nicht verheiratet. Er hat seiner Familie gar keine Mitteilung offizieller Art von einer Verlobung oder Vermählung gemacht, niemand hat je von seiner Absicht, sich zu verheiraten, gehört.“

„Es ist eine langjährige Dienerin der jungen Frau da, welche wir sofort hören werden,“ sagte der Bezirksrichter schnell.

Er läutete und Josef erschien. Der alte Mann war noch immer vollständig überwältigt von all dem Geschehenen. Hinter ihm trat Hanne ein, welche das Kind auf dem Arme trug.

„Meine junge Gnädige ist eben ein wenig eingeschlummert,“ sagte die alte Frau nach einem stummen Gruße. „Ich kann abtommen, da der Arzt bei ihr ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Ruhelosen.

Erzählung von M. Henzler.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Und in ihm drängte jeder Blutstropfen nach diesem Besitz, nach Selbstständigkeit und Freiheit. Jeder Fußbreit Erde, den er unter sich fühlte, war ein Teil seiner Kraft, seiner heißen Wünsche und Hoffnungen. Jetzt oder nie war der Augenblick zum entscheidenden Handeln für ihn gekommen. Lange schon hatte er darauf hingearbeitet, Michael heimlich in seinen Schwärmerien unterstützt, ihm Bücher verschafft und ihn in seinen Fluchtlänen bestärkt. Und war er erst fort, hatte er schon viel gewonnen. Ja! — Nur fort, und wenn's sein mußte, — heute noch! Ueber die Markung hinaus verfolgte ihn sein Vater nicht mehr, dafür kannte er ihn. Sich noch dem Gerede der Menschen und den peinlichen Fragen der Behörden auszusetzen, würde er ängstlich vermeiden. Also war er seiner Sache so gut wie sicher. Ihm schwindelte fast bei diesem Gedanken. Es sang und klang in ihm: „Fort! dann ist der Weg frei für dich!“

Michael lauschte — und sprang mit einem Satz auf die Füße, legte die Hände an den Mund und rief ein helles: „Trari! — Trari!“ in die feierliche Abendstille.

Etwas unfroh und gezwungen antwortete ihm Heinrich. Dann standen sie einander gegenüber.

Michael reichte dem Bruder die Hand und bot ihm ein herzliches: „Guten Abend.“

Jögernd schlug Heinrich ein, seine Augen flackerten unruhig über Michael hinweg.

„Nun, was bringst du mir für Neuigkeiten? Hast du endlich mit Vater gesprochen und ihn auf meine Absichten vorbereitet? — Schau nicht so griesgrämig drein, Junge! — Wenn's nichts Gutes für mich ist, sag's frei heraus! — Ich bin wohl ein Träumer und Vagabund, aber kein Feigling. Was sein muß, nehme ich auf mich! — Also los!“

Heinrich reckte sich hoch, schaute dem Bruder nachdenklich ins Gesicht und erwiderte rasch und stoßweise:

„Michael, du bist noch nicht mündig und kannst nicht selbst über dich entscheiden. Der Vater will dich mit der Faust regieren. Du sollst ein Bauer werden und bleiben, und wenn du darüber zugrunde gehst! Und lauernd, mit versteckter Furcht in Stimme und Miene, fügte er hinzu: „Wenn du's nicht kannst und nicht willst, steht dir ja die ganze Welt offen. Ueberleg' dir's, Junge. Ich steh' dir bei, wenn's zum Heiraten kommt. Ich habe ja immer zu dir gehalten und bleibe dir auch fernher'n treu, darauf gebe ich dir mein Wort.“

Michael nickte stumm. Er atmete schwer. Ein kurzer, harter Kampf um Pflicht und Kindesliebe tobte in seinem Innern.

Im nahen Gebüsch der werdende, lockende Gesang der Nachtigall. Ueber ihm der Himmel, mit seinen Milliarden von Sternen. Der Mond ergoß sein mildes Licht über Berg und Tal.

Er liebte die Natur nach anderen Gezeiten. Seinem Forscherdrang war sie ein ewig neues Rätsel und voll herrlicher Wunder. Er lebte nur in ihr und für sie. Er wollte und konnte nicht entsagen.

Jetzt und ruhig erwiderte er: „Ich komme mit, Heinrich, denn einmal muß doch dieses Gängen und Bangen ein Ende nehmen! Der Vater will, was ich nicht kann. Wir werden ja sehen, wer von uns der Stärkere ist.“ Er packte seine Bücher zusammen und ging, dem Bruder voran, den Berg hinab.

Heinrich folgte ihm stolz und aufrecht, — im Vorgefühl seines Sieges.

Wiegand sah die beiden kommen. Er war inzwischen nicht vom Fenster gewichen und hatte sich immer tiefer in seinen Groll verbissen. Und doch hing seine Blicke in heimlichem Vaterhohn auf seinen beiden jugendlichen Söhnen. Jeder auf seine Art ein Meisterwerk der Natur: Michael ein blonder Recke mit treuherzigen Kinderangen und weichen Zügen, Heinrich voll strophender Bauernkraft, jeder Nerv ein Arbeitsmensch; das Antlitz hart und scharf, dunkles Haar und tropig blidende Augen unterschieden ihn vom Bruder.

Bis vor die Türe ging Heinrich mit.

„Ich bleibe in der Nähe, wenn du mich brauchst, rufst du mich,“ flüsterte er Michael hastig zu, als der Vater ungeduldig die Türe aufriß.

„Nun wie lange soll ich noch auf dich warten?“ herrschte er Michael an und zog ihn ins Zimmer.

Michael grüßte ihn ehrerbietig, streckte dem Vater die Hand entgegen und sagte warm: „Guten Abend, lieber Vater, verzeih, ich habe mich wieder verspätet.“

Wiegand lachte verächtlich auf: „Verzeihen?! Nein! Einem Tagelieb und Faulenzer verzeiht man nichts.“

„Vater!“ — — —

„Still, widersprich mir nicht!“ unterbrach ihn der Bauer. „Das bist du in meinen Augen, — solange du dich so benimmst! Über morgen früh punkt fünf Uhr begleite ich dich aufs Feld, stelle dich in die Reihen der anderen und kommandiere dich zur Arbeit! Und — deine Bücher bringst du mir auf der Stelle hierher! Oder besser, ich geh' mit auf deine Stube und lasse deinen Winkel unübersichtlich, und dann — Haha! — ins Feuer damit! Die Großmama wird uns dann unser Frühlingsdamit kosten!“

„Vater!“ — Ein Aufschrei aus angestregter Brust zitterte durch den Raum. „Vater, tu das nicht! Sie sind mein heiligstes Gut! Stuhl für Stuhl hab' ich mir selbst erworben.“

„Mit meinem Geld!“ schrie der Bauer dazwischen.

„Ja, mit deinem Geld, Vater, das ich zu Vergnügen und Tanz erhebe. Mich sollte das nicht. Mit meinen Büchern war ich glücklich. Wahr ist's, ich versäumte damit die Arbeit, die mir zumal vergaß die Pflicht gegen dich, aber ich konnte eben nicht anders, lieber Vater! Und ich will auch nicht mehr zurück! Vater, wir sind reich. Gib mich frei! Ich will arbeiten, — aber nur für die Wissenschaft! Nicht aus Spielerei oder Faulheit, wie du's nennst, sondern als ernstes Studium. Du hast uns eine gute Schulbildung gegeben, ich war der Erste und Beste von allen. Die Lehrer selbst wiesen mich diesen Weg. Sieh, und ich bin ja erst 18 Jahre, und ein ganzes Leben liegt noch vor mir!“

„Heiser schrie Wiegand auf: „Halt ein, Junge, sonst vergesse ich mich!“ — Mit drohend erhobenen Fäusten trat er dicht an seinen Sohn heran.

„Gut, daß du mir nun deine ganze Annatur preisgegeben hast! Haha! Studiere! Den vornehmen Herrn spielen! Das Geld mit vollen Händen aus dem Fenster werfen! Und der Tölpel von Vater bedankt sich noch bei seinem Sohn für diese Ehre und Wohltat! Junge, Junge!“

Des Bauern Stimme überschlug sich. Er nahm Michael bei den Schultern und schüttelte ihn heftig hin und her. Seine Augen bohrten sich, um Verständnis flehend, in Michaels Gesicht. „Junge, komm zu dir, ehe es zu spät ist! Du bist mein Erbe, und hast dich unserm Erbe zu fügen! Das ist mein letztes Wort! Ich werde dir keine Gelüste schon aus Pity und Seele troben, verlaß dich darauf!“ Dann gab er ihn frei und ging rasch zur Türe.

„Wenn du nicht mit willst, kam ich auch die Bücher allein beiseite schaffen!“

Michael vertrat ihm den Weg und bat herzlich: „Laß' mir die Bücher, Vater, sie gehören mir, nicht dir!“

„Gast du mir zu befehlen, Bursche? Zurück, keinen Schritt aus dem Zimmer, bis ich drüben fertig bin.“